

Dr. Cordia Schlegelmilch

Wurzen, 20. Oktober 2019

Liebe Wurzener, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Gäste

Für mich ist heute ein glücklicher Tag, denn es gehen gleich mehrere Wünsche in Erfüllung:

Der erste: Ein volles Haus, ich freue mich über so viele Gäste und danke Ihnen für´s Kommen.

Im November 2001 habe ich hier in diesen Räumen eine große Ausstellung mit Fotografien aus Wurzen gezeigt. Der Titel der Ausstellung war: „Ankunft in O -725 Wurzen“. Er weist auf die kurze Übergangszeit nach der Wende hin, in der zwar noch die alten Postleitzahlen galten, sich mit dem O für Ostdeutschland aber schon die neue Zeit ankündigte. Seitdem sind 18 Jahre vergangen und mein Wunsch war, noch einmal eine etwas andere Auswahl an Fotografien zu zeigen. Dafür, dass dies heute gelungen ist, möchte ich dem kulturhistorischen Museum und allen Mitarbeitern, die mir dabei geholfen haben, ganz herzlich danken.

Als ich die heutige Ausstellung zu Beginn des Jahres plante, entstand zugleich die Idee eines begleitenden Buches mit Texten aus meinen Interviews. Ein so umfangreiches Projekt konnte weder ich, noch eine Institution aus Wurzen allein stemmen. Der Wurzener Geschichts- und Altstadtverein, die Stadt Wurzen und das Landratsamt Landkreis Leipzig haben die Ausstellung und das Buch auf der Grundlage eines laufenden Förderprogramms „Revolution und Demokratie“ des Freistaats Sachsen großzügig finanziell und organisatorisch unterstützt. Das Buch „Eine Stadt erzählt die Wende“ ist im Sax Verlag erschienen, der mir ebenfalls enorm zugearbeitet hat. Ihnen allen meinen herzlichen Dank.

In den Jahren 1990 bis 1996 habe ich zunächst ein ganzes Jahr und dann immer wieder mehrere Wochen in Wurzen verbracht und mir von rd. 170 Menschen ihre Biographien erzählen lassen. Ich wollte wissen, wie sie den gesellschaftlichen Umbruch erlebt haben und wie sich das Zusammenleben verändern wird. Neben Tonbandinterviews und Recherchen zur Geschichte von Wurzen und der DDR wollte ich die Veränderung im Stadtbild auch fotografisch dokumentieren. Die Fotografie ist für mich ein weiteres Forschungsmittel. Es gibt dafür den Begriff: Visuelle Soziologie. Ich hatte damals eine Kleinbildkamera und fotografierte auf unterschiedlichem Filmmaterial, je nachdem, was ich gerade bekam, auch Orwo Filme aus Wolfen. Die 106 Fotografien, die Sie hier sehen, sind also nicht digital aufgenommen worden, sondern alle 1990-1993 auf Negativ- oder Diafilm. Ich habe alle Motive selbst gescannt und bearbeitet. Den Druck hat ein professionelles Fotolabor in Berlin übernommen.

Ursprünglich plante ich, nicht nur die Namen meiner Interviewpersonen zu anonymisieren, sondern auch die Stadt. Dabei ergab sich jedoch ein klarer Widerspruch. Wie sollte ich Menschen, Straßen und Plätze fotografieren, ohne dass erkannt wird, wo das ist und wer sie sind? In der Soziologie gibt man den Städten in Fallstudien häufig Kunstnamen, aber in der Regel kommt später doch schnell heraus, um welche Stadt es sich handelt. Wenn ich von einer DDR-Stadt erzähle, in der vor allem Kekse, Teppiche und hochwertige Lampen produziert werden, hätten ohnehin fast alle DDR-Bürger gleich gewusst, um welche Stadt es sich handelt. In mehreren Vorträgen fragte ich die Wurzener Bürger nach ihrer Meinung. Schnell und einheitlich zeigte sich, dass alle wollten, dass ihre Stadt erkennbar bleibt. Dennoch hielt ich mich fotografisch zurück, wenn es um Personen und ihre Privatsphäre ging. Im Mittelpunkt der fotografischen Arbeit steht der öffentliche Raum mit seinen alltäglichen Straßenszenen. Ich wollte den Eindruck einer rasenden Reporterin vermeiden, die immer die

Kamera parat hat und das einmal gewonnene Vertrauen in einer Stadt nicht verspielen. Daher nutzte ich auch kaum ein Stativ oder gar die große, auffällige Plattenkamera, die ich sonst für meine Architekturaufnahmen verwendete.

Ich denke, die Aufnahmen zeigen die vorsichtige Distanz und Annäherung, mit der ich die Stadt auch bildlich dokumentierte. Die Geschäfte hatten sich sowohl innen wie außen noch kaum verändert. Reklameschilder für Tchibo oder die Zigarettenmarke West wirkten noch wie Fremdkörper. Die Zahl der Autos war überschaubar. Viele Menschen stehen in Kittelschürzen oder Blaumann auf der Straße, unterhalten sich vor den Geschäften oder schieben ihr Fahrrad. Doch die handgemalten Schilder „Verkauf im Hinterhof“, leere Auslagen, fliegende Händler und Garagen, in denen Waren angeboten wurden, waren bereits Vorboten der neuen Zeit. Auch Anfang der 90er Jahre wurden im Winter auf den Gehwegen noch große Kohlehaufen vor die kleinen Kellerluken der Häuser geschüttet. Nicht zu vergessen der Blick auf die verlassenen Orte: Die Kantine der ehemaligen sowjetischen Garnison in der 1993 noch alte Brotlaibe und Kaffeebecher stehen, als ob die Soldaten nur kurz zu einer Truppenübung abberufen wurden.

In einer vergangenen Ausstellung meiner Architekturfotografien in Berlin 2017 berichte ich davon, dass ich mit den Häusern spreche. Auch die Häuser in Wurzen erzählten mir von unterschiedlichen Epochen, dem Vorkriegsdeutschland, von Ansätzen einer aufstrebenden mittelgroßen Industriestadt mit zum Teil auch stattlichen Bauten, aber auch von Zerstörung und Vernichtung von Bausubstanz. An den Fassaden und Materialresten, zerrissenen Plakaten und Farbschichten konnte ich etwas von ihrer Geschichte ablesen und festhalten, bevor Abriss oder Sanierungen sie endgültig vergessen ließen. Sie haben für mich eine malerische, ästhetische Qualität, die nichts mit vordergründiger Nostalgie zu tun hat.

Aber das Fotografieren hatte durchaus auch den Nebeneffekt, dass ich gerade dadurch mit Passanten ins Gespräch kam. Häufig war ich von einer Horde neugieriger Kinder umringt, die mir Tipps gaben, was ich fotografieren sollte. Und als ich auf der Suche nach "meiner" Stadt in Oschatz vor einem großen Ernst Thälmann aus Bronze die Kamera zückte, sagte ein älterer Mann, der unweit davon auf einer Bank saß: "Den brauchen Sie nicht fotografieren, den können Sie gleich mitnehmen."

Durch das große Engagement und die Mitarbeit aller Beteiligten liegt jetzt ein umfangreiches Stück regionaler und differenzierter DDR-Geschichte vor, die weit über den Einzelfall hinausreicht. Dies möchte ich mit Ihnen heute feiern.

Als ich im Sommer 1990, fast am Ende meiner Reise von Osten kommend, in Wurzen eintraf, war ich beeindruckt, wie nah sich alte Industrieanlagen und historischer Stadtkern nebeneinander befanden. Allein die Dresdener Straße war gesäumt von vielfältigen alten Industriebetrieben. Auch die Stadtsilhouette von Westen her mit Dom, Schloss und dem eindrucksvollen 20er Jahre Bau des damaligen Nahrungsmittelwerk Albert Kuntz hatten es mir sofort angetan. Wie in anderen Städten, waren auch in Wurzen viele Gebäude verfallen oder bereits verschwunden, aber es gab doch auch sehr Vieles, was von Abriss verschont geblieben war. Die industrielle Plattenbauweise, so erklärte es mir später ein Architekt, sei in der DDR damals noch nicht so weit entwickelt gewesen, dass sie sich zur Schließung kleiner Baulücken, wie sie in der Altstadt entstanden seien, geeignet hätte. Zudem hätten finanzielle Mittel zum Abriss und Neubau der historischen Altstadt gefehlt. Und es gab Menschen, die sich mit gewissen Erfolgen für den Erhalt bestimmter Häuser eingesetzt haben.

An den Fassaden sah ich oft noch Reste der verblichenen Schriftzüge alter Handwerkerfirmen und Geschäfte. Graffiti wie: „Wir brauchen die Einheit Deutschlands ohne die SED“ an bröckelnden Mauern erinnerten an die erst kurz zurückliegende Zeit der Montagsdemonstrationen. Der Beginn der 90er Jahre war eine Zeit, in der sich wie nie zuvor Altes mit Neuem mischte. Der Betrachter sieht und spürt förmlich die Überlagerungen verschiedener Zeitebenen. Gerade dieses so dichte Nebeneinander von Kultur-, Industrie- und Handwerksgeschichte an den Gebäuden zusammen mit Verfall, Leerstand und einfachen Zweckbauten, hat mich als Fotografin fasziniert. Dies hat Wurzeln in meinen Augen von vielen anderen Städten unterschieden. Es sind diese Brüche und viele original historische, wenn auch verfallene Areale und nicht nur einzelne Häuser, die diese Stadt aus meiner Sicht spannend gemacht haben. Hier wollte ich bleiben!

Ich bezog ein schlichtes möbliertes Zimmer auf dem Dachboden eines historischen Hauses in der Dresdener Straße, gegenüber der Wenceslaikirche und wohnte dort ungefähr ein Jahr, dann bis 1996 immer wieder tage- oder wochenweise. Den Tipp auf das leerstehende Zimmer bei der Familie Döbler, die ich hier ganz herzlich begrüßen möchte, hatte ich zufällig über eine Verkäuferin erhalten.

In den ersten Jahren nach der Wende waren bei den Bewohnern Wurzels das Interesse für alles Neue und auch die Gesprächsbereitschaft so ausgeprägt wie danach nie wieder. So nahmen die Gespräche und persönlichen Kontakte viel mehr Zeit in Anspruch als ich es erwartet hatte. Das Fotografieren drohte daher schon rein zeitlich unterzugehen. Ich schaffte es meist nur zwischen zwei Gesprächsterminen oder an den Wochenenden. Dann waren die Straßen meist menschenleer. In der Zeit von 1990 bis 1996 habe ich viele hunderte Negative und Dias von Wurzeln belichtet, die für diese Präsentation immer wieder in mühsamen Prozessen reduziert werden mussten.

In einem meiner Interviews heißt es: „Eine unblutige Revolution wird mit Videokameras als Waffe geführt. Gott sei Dank, durch die ständige Gegenwart internationaler Medien ist Gewalt in Leipzig verhindert worden“.

Auch war die Fotografie in der DDR eine Art zweite, leise Sprache und Möglichkeit, auf eine andere Art Kritik zu formulieren. Doch erstaunlicherweise wurde in der Zeit der Wende und Nachwendejahre kaum fotografiert. Man kann fast von einer Zeit 'ohne Bilder' sprechen. Zu anstrengend schienen für die Menschen die Nach-Wende-Zeiten zu sein. Sie waren dabei, sich beruflich zu orientieren und rangen um ihre Existenz. Sie wollten oder konnten sich mit der Vergangenheit nicht konfrontieren. So erklärte ich mir auch, warum in den 90er Jahren in Wurzeln keinerlei Interesse bestand, meine Fotografien zu sehen. Die Ausstellung meiner Fotos, die ich schließlich erst 2001 in diesen Räumen hier selbst finanzierte, war zwar ein Besucherrekord, hatte damals aber auch sehr kontroverse Reaktionen hervorgerufen. Viele meinten, in meinen Bildern käme nur Tristesse zum Ausdruck. Einige Besucher unterstellten mir, ich hätte wohl die besonders hässlichen Ecken rausgesucht. Zwischen den Zeilen kamen auch Erklärungen, Entschuldigungen oder sogar eine gewisse Scham zum Ausdruck, warum es damals in Wurzeln an vielen Stellen baufällig, dunkel und schmutzig ausgesehen hätte. Aber meine Fotografien sind eine Bestandsaufnahme. Es sind keine Motive, die man für einen Reiseführer auswählen könnte. Ich wurde Zeugin einer städtischen Veränderung in atemberaubendem Tempo. Ohne kritische Absicht wollte ich das Authentische dieser Zeit festhalten, um auch später einen zweiten Blick auf die vergangenen Zustände zu ermöglichen.